Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 37

Artikel: Der wunderliche Berg Höchst [Schluss]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646912

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nr. 37 - 25. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 14. September 1935

Eidgenössischer Dank-, Buß- und Bettag. Von Emma Lechleitner.

Nach heil'gem alten Brauch Steigt Dank und Opferrauch Am heut'gen Tag Zu Gott, der unser Land Schützte mit treuer Hand -Drum jeder danken mag!

Wir sind umringt von Not, So mancher hat nicht Brot Für jeden Tag. Und wir, gehegt, gepflegt, Sind nicht erstaunt, bewegt -Drum jeder büßen mag!

Wir sind in schwerer Zeit, Wann macht es halt, das Leid, Wer weiss den Tag? Daß uns hart' Gericht Auch ferner treffe nicht -Drum beten wir!

Der wunderliche Berg Höchst. Roman von Alfred Huggenberger.

Cophright by L. Staackmann Berlag G. m. b. S., Leipzig.

Felix macht sich sachte vom Bänklein fort und schleicht lich auf den Fußspiten auf dem Rasenbande neben dem Riespfad wieder der Stadthalle entgegen. Er hält geraden Weges auf die Wirtschaft zum Lamm zu, es ist wie eine Eingebung über ihn gekommen, daß daselbst die ersehnte Auskunft gewiß unauffällig zu erlangen wäre. Und ähnliche Ausflüchte, wie das Mädchen vorhin, würde Gertrude nicht vorbringen können. Ja - so hoch ist es mit seinem Mute bestellt! ...

Die Stube ist nicht mehr stark bevölkert; ein großer Teil der Marktbesucher hat doch schon den Beimweg antreten muffen. Gin ältlicher Mann, der sich Rlöti nennt, macht sich an den neuen Gast heran, er stellt sich ihm als auswärtiger Guldiswiler Bürger vor. Aus dem zweithin= tersten Saus; seinem Großvater habe außerdem noch ein Beimwesen im Gstachtobel gehört.

Der zutunliche Mitbürger ist gleich mitten im Fragen und Ratsuchen. "Wie stellt Ihr es nur an, daß Euch das Schniken so gut rentiert? Ich habe es früher auch los ge= habt, doch als Packer und Magaziner in einem großen Geschäft hat man anderes zu tun. Jetzt steht es mit mir lo: ich hätte ein Verlangen, mich aus dem Betrieb zuruch duziehen und wieder auf den Berg zu gehen, und zwar aus einem besonderen Grund. Mein Großvater ist im Gstachtobel achtundneunzig geworden, meinen Vater, der sich verbessern wollte und da herab zog, hat es schon mit zweiundachtzig herumgenommen. Wie soll das denn mir gehen, und wo soll es überhaupt am Ende mit unserem Geschlecht hinaus? Ein Gütlein vermag ich nicht zu kaufen, aber im Schnitzen nähme ich es mit jedem auf, wenn ich Absalt hätte."

Felix Wolfer schreibt auf ein aus seinem Sachbuch herausgerissenes Blatt Namen und Wohnort des Herrn mit der Goldbrille und dem Ueberzieher. "Go - da ist die Adresse. Der kauft Euch ab, soviel Ihr in die Well stellt. Ihr braucht ihm nur erst ein paar Muster zu schiden."

Nach dieser treuherzigen Auskunft muß sich Felix und sehen, es hat ihm jemand sachte auf die Schulter getippt. Es ist die ehemalige Lammwirtin Gertrude Leu, die über die strenge Tageszeit in der Rüche ausgeholfen hat und nun den Heimweg antreten will. "Ich wollte dir doch noch schnell Grußgott sagen", entschuldigt sie sich mit einer leichten Befangenheit. "Am Nachmittag hast du vor lauter Verkaufen keine Zeit gehabt. Und wer weiß, wie lang es geht, bis man dich wieder auf einem Markte sieht, wenn du deine Sachen ohne Standgeld an den Mann bringst. Ich habe nämlich dem Handel zufällig zuhören können, als ich beim Legler Würste holen ging. Der Herr Wolfer hat mich natürlich übersehen."

Felix bringt zuerst kein Wort heraus, ihm ist, als ob eine Erscheinung vor ihm aufgetaucht, als ob eine Stimme aus einer fremden Welt zu ihm gesprochen hätte. Erst gang langsam findet er sich in die Wirklichkeit gurud.

"Du - ich wäre morgen gern bei bir vorbeigekommen, wenn ich wüßte, wo du wohnst ..."

Sie lächelt müde. "Morgen muß ich wieder da in der Wirtschaft sein; man hofft, der zweite Markttag werde



E. Linck: Die Kreuztragung Christi. (In Privatbesitz.)

Phot. Henn, Bern.

auch noch gut. Aber du kannst mich ja die hundert Schritte weit begleiten. Du kannst bei mir einen Kaffee trinken."

Das Große, das Unerhörte geschieht: die ehemalige Gertrude Wanner von Guldiswil wandelt neben dem ehemaligen Sorgentobel-Felix das Riedbodensträßchen hinaus nach dem kleinen Vanernweiler Vorderschönau, angeblich der ersten Siedelung am Platze, älter als der heut so hochmütige Marktort. Der Lärm der Vudenstadt ist etwas abgeslaut. Der Ausruser des Meerweidzeltes muß eben wieder auf dem Höhepunkt seiner Werbetätigkeit angelangt sein, wo er jeweilen dreimal in ein mächtiges Ochsenhorn stößt. Die Töne gellen wie Feuerruf in die Herbstnacht binaus.

Felix geht halb im Traum, er kann es nicht recht glauben, daß die Frau ihre Sand leicht in seinen Arm gelegt hat; ihr scheint das jedoch durchaus selbstwerständlich zu sein. Sie findet auch immer etwas zu reden; manchmal dünkt ihn, sie gebe sich Mühe darum. Zwerst hält sie sich über den Klöti auf, der schnitzen will. "Ach — mehr als eine Rochkelle bringt der nie zuweg!" Nachher sagt sie ihm offen, er, Felix, gebe seine Sachen zu wohlseil her, das sei auch anderer Leute Meinung.

"Ja, ich will mir das merken", gibt er kleinlaut zurück, hängt aber dann gleich eine Frage an: "Wie geht es dir auch? Kommst du aus?"

Sie ziert sich nicht. "Man bringt sich so durch. Es kommt mir zu gut, daß ich nähen gelernt habe."

In ihrer bescheidenen Wohnung angekommen, will sie sich gleich in der Rüche zu tun machen. "Bleib doch da",

bittet er, "es wäre schabe um die Zeit. Ich möchte dich so gern ein wenig ansehen".

"Fa — ba hast bu viel", erwidert sie klein und nüchtern, tut ihm aber doch den Gesallen, sich ihm gegenüber an den Tisch zu seizen. "Ich bin ja nicht viel mehr als eine alte Frau."

"Mir gefällst du so, wie du bist", sagt er aufrichtig. "Das Gernshaben muß doch durch die Augen gehen. Ja, wir wären freilich kein ganz junges Gallispaar — mir würde es aber gleichwohl passen. Was meinst du? . . . "

Es ist ihm nicht ents gangen, daß sie bei seinen letzten Worten leicht zusammensuhr. "Was sagst du sür Sachen!" slüstert sie mit banger Sorge, ins bem sie an ihm vorbei nach

der Wand hinübersieht. Auch in ihren Augen ist ein leiser Schreck aufgewacht. "Gelt, wir wollen nicht von so etwas reden."

"Wenn du es nicht willst, nie mehr!" betenert er unsbedenklich.

"Du darsst es mir aber nicht übelnehmen", bittet sie, gesenkten Kopfes leise in den Tisch hineinredend. "Ich habe zuviel durchgemacht. Es ist mir manchmal, es lebe nur noch ein Schatten von mir, ich selber sei gestorben. — Ich mag dich gewiß gut. Ia, ich mag dich gut."

"Dann bin ich schon zufrieden", bekennt er redlich und warm.

"Dh, du bist glüdlich, du bist fast ein Kind geblieben." Sie spricht wieder in schwerem Nachdenken vor sich hin, halbwegs von ihm abgewendet. "Aber was hat das Leben mit mir gemacht? Ich meine oft, ich habe keine Seele mehr. In den ewig langen Iahren dis der Bub kam, wäre mir das Sterben keine Buß' gewesen. Sundertmal setzte er mir die Frist an, da er sich von mir scheiden müsse. Er sagte davon, während ich wie in einem Schraubstod in seinen Armen lag. — Nachher das Unglüd! Ich war ja schuld, wer sonst? ... Oh, die letzten Iahre hier im Iammer, wo wir um alles kamen, sein elendes Zugrundegehen — es war nichts gegen das Frühere. Ich war da schon absgestorben."

Er kann die erschütternde Runde nur nach und nach ganz verstehen. "Ich schäme mich wegen dem, was ich vorhin zu dir sagte", preßt er nach einer Weile mühsam heraus. "Das mußt du nicht!" wehrt sie schnell ab. Du hast ja das andere nicht wissen können. Kein Mensch weiß darum. Ich freue mich so sehr über deinen guten Willen, ich möchte dich gern hin und wieder einmal sehen, und auch wie du schaffst. Wenn ich die Schwester in Guldiswil besuche, so komme ich nach der Glinze hinauf, da wird niemand etwas dagegen haben."

"Wenn es nur recht bald wäre!"

Felix hat zögernd den verschlossenen Briefumschlag, den er auf den morgigen Besuch bereit gemacht, aus der Tasche genestelt und legt ihn vor sie hin auf den Tisch. "Darf ich dir nicht ein wenig helsen? Mir geht es ja jeht recht, und was ich einmal hinterlasse, das gehört eineweg niemand anderem als dir. Das ist schon lange bei mir ausgemacht."

Die stille, bleiche Frau sieht ihn erst wie abswesend an, doch muß die den Blick sogleich niederschlagen. "Du bist gut. Aber ich kann es nicht ansnehmen."

"Warum nicht?"

Seine etwas hölzerne, fast nach Beleidigung tönende Frage reut ihn. Er sieht mit einem scheuen Blick, daß ihre Augen voll Tränen sind. Da steht er auf und tritt hinter ihren Stuhl. Er legt ihr eine Kand auf die Schulter und fährt mit der andern liebtosend über ihr vom ersten Schnee getroffenes Scheitelhaar. Er wischt ihr behutsam die Tränen von den Wangen.

Dann sett er sich wieder an seinen Plat. "Bist du jett bose? ..."

Reine Antwort. Erst nach einer Weile blickt sie stagend nach ihm hin, ein nicht ganz zum Leben erswachtes Lächeln ist auf ihren Lippen. "Weißt du, was ich vorhin geglaubt habe?"

"Nein."

"Ich habe geglaubt, du werdest mir einen Kuß geben. Dafür, daß du so lieb gewesen bist, bekommst du jetzt einen von mir."

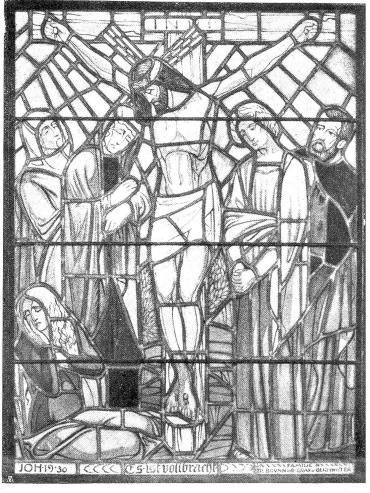
Es ist ein scheuer, leiser Frauenkuß, den das Knechtlein Felix auf seiner Stirne fühlt. Aber er nimmt ihn wie eine Gnade hin. —

Berbst im Paradies.

Der Herbst kann den Berg schon rauh und lieblos ansahren. Er kann Lehnen und Wald mit Reif und Frühschnee erschrecken, wenn noch kaum die ersten gelben Blätter von Buche und Ahorn gesallen sind. Aber er wird nie vergessen, mitten in Wehmut und Winterahnen hinein eine Reihe goldener Tage zu stellen, Tage, die einzig sind in ihrer hohen Festlichkeit, in ihrem klaren, tiesen Stillesein. Der rechte Bergler lebt diese gottgeschenkte Zeit mit Dankund Andacht. Sein Schaffen und sein Sonntag, sie sind gleichsam eingetaucht in Sonnenhauch und Wäldergold.

Sannes Fryner hat mit seiner Frau Eva einen Kirchsgang gemacht; sie lassen sich auf dem Heimweg gemächlich Zeit. Das Steigbänklein, vom breitausladenden Buchengeäste als einem goldenen Dach überhangen, ladet zu kurzer Rast ein. Sie kommen kaum je an dieser Bank vorüber, ohne ihrer jungen Zeit und ihres schönen Zusammensindens zu gedenken.

"Dh — ich freue mich so auf die Wintersonne!" sagt

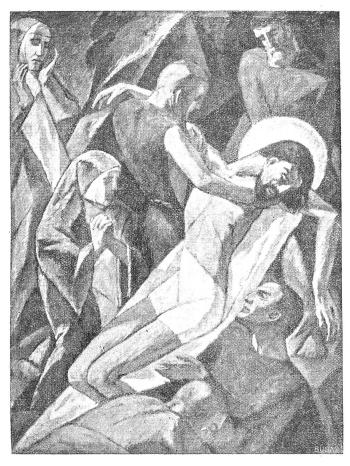


E. Linck: Es ist vollbracht. Entwurf zu einem Glasgemälde.

Eva frohgemut. "Ich habe dir nie ganz bekennen dürfen, wie schwer mir die lange Schattenzeit manchmal das Herz bedrückte."

"Ich will es dir auch nicht verhehlen, daß ich in den ersten Strubeggwochen nur dir und den Kindern zulieb aufeinander zu bleiben vermochte", gibt Hannes nach einer Weile zu. "Wenn einen das Land so gar nicht erkennen will, das Haus und die Bäume! Es war mir immer, als sagten die vergrasten Aeckerlein und die magern Grund-wiesen zu mir: "Was willst du von uns?" Willst du uns noch ganz verderben? — Ieht wissen wir aber schon etwas voneinander. Beim Werken und Planieren, wenn ich mich so recht in Eiser schaffen muß, kann es einesmals über mich kommen, es könnte jeht am hellen Tag ein Stern neben mir herabgefallen sein. Wart nur, wenn ich gesund bleibe, will ich die zwei Heimen mit Weg und Sträßlein zusammentun und aneinanderschweißen, daß sich das Parabies den schönen Namen gefallen lassen dars."

Nun sind die beiden Kirchgänger nach einer kurzen Einkehr in der Bergstube bei Felixens Villa auf der Glinze angelangt. Der Mehlhuu ist eben damit beschäftigt, den Türrahmen mit Eseuranken zu bekleiden. "Ich bekomme Besuch!" verrät er geheimnisvoll. "Sie hat es mir auf heute sest versprochen. Ich darf sie in Guldiswil abholen. Das wird ein großer Tag sein!"



E. Linck: Die Grablegung Christi.

Cliché Kunsthalle, Bern

"Kommt dann aber auch auf eine Stunde zu uns herauf", ladet ihn Fryner leutselig ein. "Wir wollen zusammen ein Glas auf deine Liebschaft trinken."

Sie schreiten über die sanft ansteigende Wiesenlehne nach dem stattlichen Strubegghause hinauf. "Das Essen ist bereit!" ruft Bethli schon von weitem aus dem Fenster. Der Anabe Sans hat mitten auf dem Sosplatz eine Burg erbaut aus David Leus Glikersteinen, die man ihm leider nicht in den Totenbaum mitgegeben hat.

Eva darf noch eine kleine Aeberraschung erleben. Auf Frmers Geheiß hat Felix während des Kirchganges auf dem Sturzbalken über der Haustüre in hübschen Schnörkelbuchstaben die Worte eingekerbt: Im Paradies.

Sie stutt und lächelt. "Das ist schön. Jest ist es fein Sprichwort mehr, wenn wir es selber für wahr nehmen."

Sannes Fryner führt sie an der Sand ins Saus hinein. "Die erste Eva ist mit Sünde aus dem Paradies gegangen", sagt er; "du aber nicht. Darum hast du wieder heimkehren dürfen."

Der schöne Serbstsonntag sagt den Menschen auf Trift und Boden wieder einmal, wenn sie es noch nicht wissen, daß der Berg eine liebe Seimat ist. Es nuß Gold in ihm verborgen sein; wer das nicht glaubt, der mag es getrost bleiben lassen. Es ist nicht das rote Gold, das die Menschen zu Stlaven macht, es ist nicht das Gold, das der Benediger Lugobardi suchte. Das Gold ist die süße Liebe, die uns wandelbare Treue eines scheuen Bergkindes. Das Gold ist ber klare Sommerabend, der den Bergler hoch und beherzt über die Welt der Niederung hinausblicken läßt, das Gold ist die vom späten Frühling doppelt geschmückte Blumenwiese, das Abendglühn in den Fenstern eines einsamen Bauernheimes. Das Gold ist die große Ruhe, das allerstöstlichste Wunder der Bergeinsamkeit.

- Ende -

Das bessere Beten.

Ein Geschichtlein zum eidgenössischen Bettag von Emil Hügli.

Oben am Stalden gegen den Gemeindewald hin hat der Bauer Hansuli Obrecht sein Anwesen, weswegen er im Dorse der Staldenbauer genannt wird. Es ist nicht gerade ein großes Gut; aber wenn einer recht dazu schaut, so wirst es, alles in allem, einen erfreulichen Ertrag ab — und das hatte es auch fast Jahr für Jahr getan. Da es dem Hansuli und den Seinen disher also steht ordentlich ergangen war, so hatte er auch keinen Grund gehabt, zu knurren und zu jammern.

Da nun überdies der Staldenbauer mit den Seinen in der Kirche am Sonntag öfters zu, sehen war, so siel es dem Pfarrer nicht schwer, die guten Erfolge des Hansuli als Landwirt mit der Gottergebenheit, die er im Wesen des Bauern zu erkennen vermeinte, in Beziehung zu bringen. Er hatte denn auch schon öfters in seiner Predigt durchblicken lassen, wer gemeint sein könne, wenn er sagte, daß einer, der dem Himmel gegenüber noch wahre Dankbarkeit kenne und das Beten noch nicht versernt habe, wohl auch sicherer auf Segen rechnen dürfe, als einer, der meine, er allein sei die Quelle des Guten in seinem Heim und Haus, "Ora et labora" so erklärte der Pfarrer — dieser lateinische Spruch, der soviel bedeute wie "du sollst beten und arbeiten", enthalte noch immer eine der besten Weisheiten.

Ganz nach diesem Spruche schien sich Kansuli zu verhalten; wie ja auch der Pfarrer wohl wußte, daß der Bauer in seinem Haus und Heim dem Beten keine geringe Bedeutung beizumessen pflegte. Hansuli war von jeher an die Arbeit gewohnt gewesen und dachte sich dabei: Wenn man mit Beten seine Sache noch fördern kann, so wäre man doch ein "Löli", wenn man dies nicht täte, zumal das Beten keinen Schweiß koke. So wurden denn an seinem Tisch und in seinem Stuben fleißig die Hände gefaltet, und überdies tat er im Stall und auf dem Felde manchen guten Betspruch, von dem er wohl erhoffen durste, daß er nicht vergeblich gesprochen sei; denn warum soll man denn nicht auch beten können: Lieber Herrgott, mach doch, daß die Blust nicht dem Frost zum Raube wird, daß die Saat nicht erfriert, daß die Kartoffeln recht groß werden, das Vieh geslund bleibt und dergleichen mehr?

So war es bis zum Sommer des letzten Jahres mit Hansuli gewesen. Dann war jedoch etwas geschehen, das ihn aus seinen bisherigen Geleisen gänzlich herausgebracht und selbst sein "frommes Beten" erschüttert hatte. Nach einem schwülheißen Montagnachmittag war ein gewaltiges Wetter losgebrochen, und die Wasser eines schweren Wolkenbruches hatten den in der Nähe seines Gutes sonst ganz friedlich vorbeissließenden Staldenbach so sehr mit Fluten, Erde, Sand und Schutt angefüllt, daß dieser tobend über die Ufer getreten und wie ein toller Stier losgebrochen war, um auf Hansulis schön gepflegten, Segen versprechenden Feldern wüstes Unseil anzurichten. Ein prächtiges Haferseld, ein Teil des Kartosseladers und der Matten, wo der Weizen üppig dagestanden hatte, waren verwüstet worden ... So etwas hätte er auf seinem Gute doch nicht erwartet! Aber nicht genug daran: Raum daß er mit der